

(Nachdruck verboten.)

601

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Alles dies sank nun mit einem Schlage in diesem thörichten Spielwahnsinn zusammen! Bei seiner Abreise hatte er eine glanzvolle Bilanz hinterlassen, ganze Schaufeln voll Millionen, eine Gesellschaft, deren rasches und großes Gedeihen die Welt in Verwunderung versetzte, und nicht einmal einen Monat später fand er bei seiner Rückkehr die Millionen zerschmolzen, lag die Gesellschaft zerschmettert am Boden, blieb nur noch eine öde, leergebrannte Stätte übrig! Sein Entsetzen stieg; heftig forderte er Aufklärungen, er wollte wissen, welche geheimnisvolle Macht Saccard angetrieben hatte, derart gegen das von ihm selbst aufgerichtete Riesengebäude zu wüten, auf der einen Seite dasselbe Stein für Stein zu vernichten, während er auf der andren es zu vollenden vorgab.

Saccard antwortete kurz und bündig, ohne sich zu ereifern. Nach den ersten Stunden der Erschütterung und Vernichtung hatte er sich wieder gefaßt und stand kraft seiner unbefleglichen Hoffnung wieder aufrecht und fest. Abfall und Verrat hatten der Katastrophe einen so schrecklichen Umfang gegeben; aber noch sei nichts verloren, er wolle alles wieder in die Höhe bringen. Wenn übrigens die Universelle so rasch und groß emporgediehen war, verdankte sie dies nicht eben den Mitteln, die man ihr zum Vorwurf machte? Er erinnerte an das Zusammenstreben des Konsortiums, an die aufeinanderfolgenden Erhöhungen des Grundkapitals, die voreilige Bilanz des letzten Geschäftsjahres, die in Händen gehaltenen Aktien, zu denen die massenhaft und ohne Besinnung angekauften hinzukamen. Alles dies gehörte unzertrennlich zusammen. Wenn man den Erfolg sich gefallen ließ, so mußte man auch das Risiko sich gefallen lassen; wenn man eine Maschine überheizt, geschieht es bisweilen, daß sie platzt.

Sonst gab er kein einziges Verschulden seinerseits zu; er habe lediglich gethan, was jeder Bankleiter thut, nur mit größerem Ungestüm. Und er ließ seinen genialen Gedanken noch nicht fahren, seinen Riesengedanken, der darin bestand, die Gesamtheit der Stücke aufzukaufen, um Sundermann zu Boden zu werfen. Das Geld war ihm ausgegangen, das war das einzige. Jetzt müsse eben von vorn angefangen werden. Eine außerordentliche Generalversammlung war auf den nächsten Montag einberufen worden. Saccard glaubte sich seiner Aktionäre unbedingt sicher; er würde von ihnen die unerläßlichen Geldopfer erlangen, denn er war überzeugt, daß auf ein bloßes Wort hin jeder sein Vermögen darbringen würde. Mittlerweile mußte man das Dasein mit den kleinen Summen fristen, welche die andren Kredithäuser, die großen Banken jeden Morgen für die dringenden Bedürfnisse des betreffenden Tages vorstreckten, um einen allzu plötzlichen Zusammenbruch abzuwenden, der sie selbst erschüttern mußte. Nach Ueberwindung der Krisis würde alles wieder in Gang kommen und von neuem erstrahlen.

„Aber,“ warf Samelin ein, dessen Erregung durch diese lächelnde Ruhe etwas gedämpft war, „erblicken Sie nicht in diesen von unsren Rivalen gewährten Hilfsmitteln eine Taktik, einen Plan, sich zuerst in Sicherheit zu bringen, um dann unsren verzögerten Sturz noch tiefer zu machen? . . . Mich beunruhigt die Thatsache, daß Sundermann dabei ist.“

In der That hatte Sundermann mit unter den ersten seine Hilfe angeboten, um die sofortige Vergantung abzuwenden; er bethätigte dadurch den außerordentlich praktischen Sinn eines Mannes, der das Haus eines Nachbarn in Brand stecken mußte und dann eilends Kübel voll Wasser herbeischleppt, um die Vernichtung des ganzen Stadtviertels zu hindern. Er war über den Groll erhaben, er kannte keinen andren Ruhm als den, der erste Geldhändler der Welt zu sein, der reichste und der flügste, dem es gelungen war, der unablässigen Vermehrung seines Reichthums alle Leidenschaften zu opfern.

Saccard machte eine ungeduldige Bewegung; ihn erbitterte dieser von seinem Besieger gegebene Beweis von Klugheit und Umsicht.

„O, Sundermann, der spielt den Großmütigen und biß sich ein, daß er mich in seinem Edelmut tief verwundet.“ Eine Pause trat ein. Frau Karoline, die bis jetzt stumm geliebt war, begann endlich zu reden:

„Lieber Freund, ich habe meinen Bruder mit Ihnen reden lassen, wie er es thun mußte in seinem gerechten Schmerz über all diese beklagenswerten Ereignisse . . . Aber unsere Lage scheint mir klar, und — nicht wahr? — es ist unmöglich, daß er mit hineingezogen wird, falls die Geschichte doch eine schlimme Wendung nehmen sollte. Sie wissen ja, zu welchem Kurs ich verkauft habe, man wird also nicht behaupten können, er habe die Hausse getrieben, um aus seinen Aktien noch größeren Nutzen zu ziehen. Zudem wissen wir auch, was wir zu thun haben, wenn das Schlimmste eintritt . . . Ich gestehe Ihnen, ich kann Ihre halbstarrige Hoffnung nicht teilen; aber Sie haben recht, man muß bis zum letzten Augenblick kämpfen, und mein Bruder wird Sie sicherlich nicht entmutigen!“

Sie war gerührt, ihre Nachsicht für diesen so hartnäckig zähen Mann gewann wieder die Oberhand; indessen wollte sie diese Schwäche nicht äußern, weil sie sich jetzt keiner Täuschung mehr über die abscheuliche Thätigkeit hingeben konnte, die er in seiner leidenschaftlichen Raubbucht eines gewissenlosen Freibeuters entwickelt hatte und ohne Zweifel noch fortgesetzt hätte.

„Ganz gewiß,“ erklärte Samelin, dessen Widerstand nun gebrochen war, „ganz gewiß werde ich Sie nicht lahmlegen, während sie kämpfen, um alle zu retten! Zählen Sie auf mich, wenn ich Ihnen von Nutzen sein kann.“

Und in dieser Stunde der höchsten Not und der schrecklichsten Drohungen beruhigte Saccard die Geschwister von neuem und beschwichtigte sie, indem er mit folgenden verheißungs- und geheimnisvollen Worten wegging:

„Sie können ruhig schlafen . . . Ich darf noch nicht reden, aber ich habe die unumstößliche Gewißheit, daß ich Ende nächster Woche alles wieder flott machen kann.“

Dieselbe Phrase, die er nicht näher erklärte, wiederholte er allen Freunden des Hauses, allen Kunden, die bestürzt und entsetzt herbeieilten, um ihn um Rat zu fragen. Seit drei Tagen ließ das Gedränge in seinem Arbeitszimmer der Rue de Londres nicht nach. Nacheinander kamen die Beauwilliers, die Mangendre, Sédille, Dejoie herbeigestürzt. Er empfing sie mit großer Ruhe und militärischer Zuversicht und flößte allen durch klangvolle Worte frischen Mut ein; sobald sie davon sprachen, ihre Stücke zu verkaufen und mit Verlust zu realisieren, ereiferte er sich und rief laut, sie sollten ja eine solche Dummheit nicht begehen, da er sich auf Ehre verpflichtete, die Kurse von zweitausend, ja sogar von dreitausend wieder zu erreichen.

Trotz aller begangenen Fehler bewahrten auch alle ihr blindes Vertrauen zu ihm. Man sollte ihnen nur den Mann lassen, es sollte ihm frei bleiben, sie noch einmal zu bestehen; er würde schon alles entwirren und seinem Schwur getreu schließlich alle bereichern. Trat vor Montag kein Zwischenfall ein, und ließ man ihm Zeit, die außerordentliche Generalversammlung zusammenzuberufen, dann bezweifelte niemand, daß er die Universelle heil und unverseht aus den Trümmern retten würde.

Saccard hatte an seinen Bruder Rougon gedacht; das war jene allmächtige Hilfe, von welcher er sprach, ohne sich näher erklären zu wollen. Als er aber dem Verräter Daigremont unter vier Augen bittere Vorwürfe machte, hatte er aus diesem nur folgende Antwort heraus gebracht: „Ja, mein Bester, ich habe Sie nicht verlassen, Ihr Bruder hat es gethan!“

Augenscheinlich war der Mann in seinem Recht: er hatte am Geschäft sich nur unter der Bedingung beteiligt, daß Rougon auch dabei war. Man hatte ihm Rougon ausdrücklich verheißt, und jetzt war es kein Wunder, daß er sich zurückgezogen hatte, da ja der Minister, weit entfernt dabei zu sein, mit der Universelle und ihrem Leiter vielmehr in Fehde lag. Das war wenigstens eine unwiderlegliche Entschuldigung. Darüber sehr betroffen, hatte Saccard eingesehen, welchen ungeheuren Fehler er durch seine Entzweiung mit diesem Bruder begangen hatte, der allein ihn verteidigen und derart unantastbar machen konnte, daß niemand seinen Ruin zu vollenden wagte, sobald man ihn unter dem Schutze des großen

Mannes wußte. Darum war es auch für seinen Stolz eine der härtesten Stunden, als er sich entschloß, den Abgeordneten Suret um seine gütige Vermittelung zu bitten. Im übrigen gab er seine drohende Haltung nicht auf, verharrte immer noch bei seiner Weigerung, zu verschwinden und verlangte die Hilfe Rougons wie etwas Schuldiges, weil dieser noch größeres Interesse daran hätte, als er, den Skandal zu meiden. Am folgenden Tage erhielt er statt des versprochenen Besuchs Surets einfach ein Briefchen, in welchem mit unbestimmten Ausdrücken gesagt wurde, er solle die Geduld nicht verlieren und auf einen guten Ausgang rechnen, — später, wenn die Umstände es nicht verhinderten. Er begnügte sich mit diesen wenigen Zeilen, die er als ein Neutralitätsversprechen ansah.

In Wahrheit aber hatte Rougon gerade den energischen Entschluß gefaßt, mit dem rüddigen Glied seiner Familie aufzuräumen, welches ihm seit Jahren wegen der ewigen Angst vor unsauberen Zwischenfällen lästig war, und welches er endlich mit Gewalt wegzuschneiden vorzog. Er war entschlossen, bei Eintritt der Katastrophe den Dingen freien Lauf zu lassen. Da er doch nie von Saccard eine freiwillige Verbannung erlangen würde, war es wohl das einfachste, ihn zu einer solchen zu zwingen, indem man ihm nach irgend einer tüchtigen Beurteilung die Flucht erleichterte. Ein einmaliger Skandal, ein Besenstreich, dann wäre alles fertig. Auch sonst wurde die Lage des Ministers schwierig, seitdem er im Gesetzgebenden Körper in einer denkwürdigen Anwendung von Beredsamkeit erklärt hatte, Frankreich werde nie zugeben, daß Italien sich Roms bemächtige. Von den Katholiken angejubelt, von der immer mächtiger werdenden Mittelpartei heftig angegriffen, sah er den Augenblick herankommen, wo die letztere mit Hilfe der freisinnigen Bonapartisten ihn stürzen würde, sofern er ihr nicht gleichfalls ein Pfand gab. Eben dieses Pfand sollte, falls die Umstände es erbeischten, das Zustücheln dieser von Rom patronisierten Universalen sein, die eine beunruhigende Macht im Staate geworden war. Was zuletzt seinen Entschluß befestigt hatte, war eine geheime Mitteilung seines Kollegen vom Finanzministerium, welcher, im Begriff eine Anleihe vom Stapel zu lassen, Gundermann und sämtliche jüdischen Bankiers sehr zurückhaltend gefunden hatte. Sie hatten zu verstehen gegeben, sie würden ihre Kapitalien verweigern, so lange der Markt für sie unsicher und den Abenteuern preisgegeben blieb. Gundermann triumphierte also. Eher noch als die ultramontanen Katholiken sollten die Juden mit ihrem anerkannten Königtum des Goldes die Welt beherrschen, nachdem sie die Könige der Börse geworden wären!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Selters- und Sodawasser.

Mit dem Eintritt der wärmeren Jahreszeit, die es als unzweckmäßig erscheinen läßt, dem wandernden Ofen unfres Körpers alle diejenigen erwärmenden und erhaltenden Getränke zuzuführen, die wir ihm nach alten Trinksitten im Winter einverleiben, steigen die in der kälteren Hälfte des Jahres mit ziemlicher Geringschätzung angesehenen natürlichen und künstlichen kohlenfauren Getränke wieder in der allgemeinen Achtung. Die Brunnensprossaden von Selters, Bich, Bilu, Neuenahr, Siezbühl, Fachingen, Ems, Franzensbad, Pyrmont und allen den andern Badeorten, wo die Natur die erquickenden und heilkräftigen Sauerlinge in freigelegter Weise aus ihrem Schoße entspringen läßt, beleben sich nach halbjährigem Winterschlaf aufs neue mit Scharen von Badegästen, die an den Heiligtümern der segenspendenden Quellnympfen Heilung von ihren großen und kleinen Leiden erwarten. Wer den Besuch eines Bades nicht ermöglichen kann, trinkt daheim den ihm zugänglichen Brunnen, und auch der Gesunde, den der Durst anwandelt, verschmäht es nicht, an den Buden, wo man Selters- und Sodawasser verschänkt, ein Glas des eisgekühlten, perlenden Trankes zu sich zu nehmen oder seiner aus duffendem Waldmeister gebrauten Frühjahrsbowle durch eine Flasche Sauerwasser den anregenden, prickelnden Geschmack zu verleihen, der zwischen dem schlichten, künstlichen Selterswasser und den vielköpfigen Mitgliedern der Familie Beuve Liquot immerhin ein gewisses Band der Verwandtschaft schlingt.

Das Jahr 1903 ist für die deutsche Industrie der künstlichen kohlenfauren Wasser ein Jubiläumsjahr, weil in diesem Frühjahr gerade hundert Jahre seit dem Zeitpunkt verfloßen sind, wo Fries bei Regensburg eine Fabrik zur Herstellung von Selterswasser und Mineralwasser nach Art der Quellen von Spa, sowie von Bitter- und Schwefelwasser eröffnete: Ein kurzer historischer Rückblick auf diese ganz des allgemeinen Interesses entbehren.

Das Wasser der natürlichen Sauerlinge hat schon in den ältesten Zeiten in hohem Ansehen gestanden. Lange bevor man durch die Forschungen der Chemiker erfuhr, daß auch unser gewöhnliches Trinkwasser seine erfrischenden Eigenschaften einem gewissen Gehalt an Kohlenäure und mineralischen Salzen verdankt, ohne die es eine abschrecklich sad schmeckende und der Gesundheit geradezu gefährliche Flüssigkeit ist, schätzte man das Quellwasser der oben gedachten Art als Luxusgetränk nicht weniger wie als Hilfsmittel. Der Gedanke jedoch, ein der echten Mineralquelle ähnliches Wasser auf synthetischem Wege, d. h. durch Auflösung der mineralischen Bestandteile in gewöhnlichem Wasser zu fabricieren, lag der damaligen Menschheit meilenfern, weil man in den lächerlichsten abergläubischen Vorstellungen über das eigentliche wirksame Princip der Sauerlinge und anderer Mineralwässer befangen war. Es galt z. B. als Dogma, daß die natürliche Quellwärme von ganz besonderer Art, ungefähr so etwas wie der lebendige Odem der Mutter Erde sei, daß solches Quellwasser langsamer erkalte als gewöhnliches Wasser und daß es seine wunderbaren Eigenschaften verliere, wenn man es nach einmaliger Erkaltung wieder erwärme. Man glaubte also, kurz ausgedrückt, an Brunnengeister und sperrte sich in einer Zeit, wo man lieber ahnte als forschte und experimentierte, gegen die Behauptung vereinzelter, in der Naturerkenntnis fortgeschrittener, aber selbst von ihren eignen Fachgenossen heftig beförderter Gelehrten, die alles auf natürlichem Wege aus dem Gehalt der Quellen an Kohlenäuregas und Mineralien erklärten, die das Wasser bei seinem Durchsickern durch die Erdschichten aufgenommen habe.

Den ersten Versuch zur Herstellung von Mineralwässern unternahm schon Thurneiser um das Jahr 1560, ohne jedoch mit seinem *mixtum compositum* aus der Küche der Adepten Anklang zu finden. Erst 200 Jahre später gelangte der französische Arzt und Chemiker Venet in Montpellier zu einem brauchbaren Verfahren, von dem er in einer 1753 erschienenen Denkschrift Mitteilung machte. Obwohl damals die Natur des Selterswassers durchaus noch nicht bekannt und von einer chemischen Analyse keine Rede war, hatte der mit eigenartigem Spürsinn begabte Gelehrte — vielleicht, wie es so oft geschieht, durch einen glücklichen Zufall begünstigt — ein, wenn auch sehr umständliches, aber doch brauchbares Verfahren zur Fabrication von künstlichem Selterswasser erfunden. Nunmehr wandten sich auch die bedeutendsten Chemiker der damaligen Zeit, wie Black, Chaulnes, Bergmann, Priestley und der jüngere Kowelle, dem Problem zu und setzten durch ihre Arbeiten über die Kohlenäure, oder, wie man sie damals nannte, die „Luftsäure“, die „fixe Luft“, oder „den wilden Geist“, die Wissenschaft in den Stand, verschiedene Mineralwässer künstlich nachzubilden. Besonders war es der schwedische Chemiker Bergmann, der an der Hand genauer Analysen in den Jahren 1774 bis 1778 muster-gültige Rezepte zur Nachahmung der Trinkquellen von Saidschütz, Spa, Selters und Pyrmont herausgab.

An eine Ausnützung der Erfindung im großen war jedoch damals noch nicht zu denken, da die Herstellung sehr teuer war und nur in den Apotheken auf Anweisung der Ärzte erfolgte, die das Selterswasser als kostbares Medikament benutzten. Durch einen seltenen Zufall ist eine solche Flasche uralten Selterswassers bis auf unsere Tage erhalten geblieben. Sie stammt von den Vorräten des am 29. August 1782 auf der Reede von Spithead gesunkenen englischen Linienschiffes „Royal George“, das während eines glänzenden, auf dem Schiffe abgehaltenen Balles kenterte, weil man die Geschütze losgemacht hatte, die bei einem plötzlichen Windstoß sämtlich auf eine Seite rollten. Die aus grünem Glas gefertigte Flasche, deren Hock mit Draht festgehalten ist, wurde vor kurzem bei einer Raritätenversteigerung in London um den ungeheuren Preis von 536 Mark an einen Liebhaber verkauft, der damit in den Besitz des teuersten Selterswassers der Welt gelangte.

Der erste, der in Deutschland Selterswasser fabrikmäßig herstellte, war Meyer in Stettin. Seine Unternehmung scheint jedoch nicht vom Glück begünstigt gewesen zu sein. Einigen Aufschwung nahm die Industrie erst von dem Augenblick, wo Foul, der schon seit 1789 in Genf Mineralwässer hergestellt hatte, eine größere Anstalt in Paris errichtete, die für die schon oben genannte Regensburger Fabrik vorbildlich wurde.

Die Gelehrtenwelt ließ sich auch durch diese handgreiflichen Beweise an ihren Vorurteilen hinsichtlich der angeblich unnachahmlichen Eigenart der natürlichen Mineralquellen nicht irre machen. Gegen den so einleuchtenden Satz, daß die festen und gasigen Bestandteile der Mineralquellen der Erdrinde entstammten, erhob man den Einwand, daß dann im Laufe der Jahrtausende, während derer diese Quellen fließen, ungeheure Hohlräume im Erdinneren entstanden sein müßten, die längst die ausgedehntesten Einstürze der Oberfläche an diesen Stellen verursacht haben würden. Struve unternahm den rechnerischen Gegenbeweis, daß selbst die größten denkbaren Mengen, die auf diese Weise fortgespült sein könnten, im Vergleich zu der Gesamtmenge der Erdrinde nur unbedeutend seien, ohne jedoch das einmal bestehende Vorurteil dadurch erschüttern zu können. Besser aber gelang es ihm, den magischen Schleier, der die Ursache und Wirksamkeit der Heilquellen umgab, dadurch zu lüften, daß er im Jahre 1821 in Dresden die Herstellung der künstlichen Mineralwässer begann, denen bald von den ersten Autoritäten das Zeugnis ausgestellt wurde, daß sie den natürlichen in jeder Beziehung gleichkämen.

Von diesem Zeitpunkte datiert die Ära der modernen Selters- und Mineralwasser-Industrie, deren Fabricationsmethoden jedoch ungleich mähewoller waren als die heutigen. Struve studierte die ge-

Logischen Begleitumstände bei den nahen böhmischen Heilquellen und gelangte zu dem Schluß, daß man jedes Mineralwasser künstlich erzeugen könne, wenn man reines Brunnen- oder noch besser destilliertes Wasser unter Hinzufügung von Kohlensäure durch den die Umgebung der Quelle bildenden Stein hindurchfiltrieren lasse. Um das Verfahren abzukürzen, benutzte er aber nicht kompakte, große Steine, sondern feingemahlene und pulverisierten Stein, um durch Vermehrung der Verührungsflächen zwischen Stein und Wasser den unberechenbar langen Siederprozeß der natürlichen Verhältnisse zu ersetzen. Er gewann dadurch aus dem Böhmer Klingstein ein Sauerwasser, das sich von der echten Böhmer Quelle durch nichts unterschied, und wandte dieses Verfahren alsbald auch auf andre vielbegehrte Trinkbrunnen an.

Gegenwärtig quält man sich natürlich längst nicht mehr damit ab, die mineralischen Bestandteile mühselig aus dem natürlichen Quellgestein durch Auflösung des letzteren zu gewinnen. Die chemische Industrie vermag auch die seltensten Salze, wie die Barium-, Lithium- und Strontiumverbindungen in großen Maßstabe weit billiger herzustellen. Die gleichen Fortschritte hat die Kunst des Analysierens gemacht, die den Gehalt der Mineralwässer an Salzen bis auf hunderttausendstel und millionstel Teile der gesamten Wassermenge genau angiebt, so daß dieser Teil der Fabrikation nur noch ein exakter Wägeprozeß ist. Es handelt sich somit nur noch um die Imprägnierung des Wassers mit Kohlensäure, deren Herstellung für den Kleinbetrieb eines Sodawasser produzierenden Apothekers oder Droguisten bis vor wenigen Jahrzehnten allerdings immer noch recht umständlich war. Der Apparat zur Erzeugung von Selterswasser war deshalb auch ein ziemlich kostspieliges Ding. Der Fabrikant mußte kohlensauren Kalk in Gestalt von gemahltem Marmor, Kalkstein oder Kreide mit Salzsäure übergießen oder kohlensaure Magnesia mit Schwefelsäure behandeln und die gewonnene Kohlensäure in komplizierten, mit flüssigen Chemikalien gefüllten Waschgefäßen reinigen oder durch ausgeglühte Holzohle filtrieren und das vorher mit Salzen durchsetzte Wasser in großen, in steter Bewegung befindlichen Mischtrömmeln mit der gasförmigen Kohlensäure vereinigen. Die Erfindung der flüssigen Kohlensäure, die in Stahlflaschen beliebig weit versandt werden kann, hat diese umständlichen Operationen überflüssig gemacht. Es bedarf heute nur noch eines ziemlich einfachen Apparats, um die aus dem Stahlsylinder in Gasform entweichende, unter hohem Druck stehende Kohlensäure in das Wasser zu leiten, das sich auch ohne Schütteln, allein durch den hohen Druck mit dem Gase imprägniert. Zur Erzeugung von Mineralbrunnen wendet man nur einen Druck von 2 bis höchstens 3 Atmosphären an, während zur Herstellung von Selters- und Sodawasser 4 Atmosphären und zur Füllung der großen Ballons der Selterswasserbuden bis zu 6 Atmosphären gebraucht werden.

Die Herstellung dieser Erfrischungsgetränke ist also heute sehr einfach, um so mehr, als es bei ihnen nicht auf peinliche genaue Zusammenfassung des Salzgehaltes, den jedes kohlensaure Wasser des Wohlgeschmacks wegen besitzen muß, sondern auf den reichen Gehalt an Kohlensäuregas ankommt. Der Wert des Rohmaterials beläuft sich für eine Flasche dieser Getränke nur auf Bruchteile eines Pfennigs, so daß der in Restaurationen für eine Flasche geforderte Preis von 20 Pfennig und mehr und selbst die Kleinhandelspreise von 8 bis 10 Pfennig pro Flasche als exorbitant hohe bezeichnet werden müssen, die sich nur zum Teil durch das aufgewendete Material, den Wert der Flaschen und den ungeheuerlichen Gewinn des Zwischenhändlers rechtfertigen lassen.

Für den, der Selterswasser und andre kohlensäurehaltigen Getränke im Hause bereiten will, sind seit langem Gaszüge in Gebrauch, die mit dem bekannten Syphonverschluß ausgestattet sind und einen Schraubverschluß besitzen, der es gestattet, das Wasser des Kruges und die in dessen unterer Abteilung befindliche Brausepulvermischung bis zum erfolgten Verschluß der Flasche getrennt zu halten und erst hierauf mit einander in Berührung zu bringen. Nimmt man statt Wasser Limonade, so erhält man die bekannten Brauselimonaden, die heute nur deshalb unter dem Vorurteil der Konsumenten zu leiden haben, weil ein üppig blühendes Fälschergewerbe statt echtem Himbeer-, Citronen- und andern Fruchtfaß die minderwertigsten, künstlich gefärbten Surrogate benutzt. Die Gebrauchsfähigkeit dieser Gaszüge hat übrigens wesentliche Fortschritte gemacht durch die Erfindung stählerner Kapseln, die eine kleine Menge flüssiger Kohlensäure enthalten und letztere nach Verschluß der Flasche an das Wasser abgeben.

Sind die hier geschilderten künstlichen Getränke noch vor hundert Jahren ein Gegenstand des Luxus gewesen, so dünken sie uns heute fast unentbehrlich. Sie haben ihren Weg in die entlegensten Gegenden gefunden; kein Schiff verläßt den Hafen, ohne einen größeren Vorrat davon an Bord genommen zu haben, und selbst in den Felswüsten der Bergwerksdistrikte Colorados und am eisgepanzerten Jukon bilden sie samt dem unvermeidlichen Whisky das Hauptingredienz der american drinks. Die Kohlensäure, die für die Lunge ein verderbliches Gift ist, bildet eben an Wasser gebunden die böhmischnächsten Erfrischungsgetränke. Sie wird übrigens auch vielen echten Säuerlingen zugesetzt und zur Herstellung der billigen Champagner verwendet, die keine Flaschengärung durchgemacht haben und nicht wegen des künstlichen Kohlensäurezusatzes, sondern deswegen ein sehr mittelmächtiges Getränk sind, weil ihre Fabrikanten bei der Wahl des Weines oder Kunstweines und der Bouquetstoffe am unrechten Orte sparen. —

Dr. Kurt Rudolf Kreuzner.

Kleines feuilleton.

xy. „Erhebung“ in den Adelsstand. Durch die Verfassung sind zwar in Preußen und anderswo die Standesvorrechte abgeschafft, trotzdem kann man aber in den Adel „erhoben“ werden, vorausgesetzt, daß man die nötigen Verdienste um den Staat sich erworben hat. Bei nationalliberalen Kommerzienräten und andern Mannesleuten ähnlichen Kalibers pflegt diese „Erhebung“ zum Standesgenossen der hochmögenden Herren Edelsten und Besten als sehr erhehend empfunden und daher sehr begehrt zu sein. Der daraus sprechende Tiefstand bürgerlichen Selbstbewußtseins ist ja nun Angehöriger der bei uns thätiglich bestehenden Machtverteilung nicht ohne einige Berechtigung. Tief beschämend aber ist es, zu sehen, daß selbst die größten Namen des deutschen Bürgerthums, Männer wie Goethe und Schiller, die den Stolz der deutschen Nation bilden, es nicht unter ihrer Würde gehalten haben, sich durch Annahme eines Adelsprädikats die blutige Beleidigung gefallen zu lassen, als wenn es eine Ehre für sie sein könnte, mit jedem beliebigen strohköpfigen Herrn von und zu auf ein Niveau gestellt zu werden. Goethe verdient freilich nicht die niederträchtige Verunglimpfung seines Andenkens, die sich der Litterarhistoriker Scherer geleistet hat: daß er unter der „günstigen Einwirkung des Hoflebens“ in Weimar die „Blüte der Gesellschaft“ im Junitertum erkannt habe. Demgegenüber braucht man nur auf Aeußerungen Goethes über das höfische Treiben um ihn her zu verweisen, wie die: keine Jote und Gelei der Hanswurstdiaden sei so ekelhaft, wie das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durch einander. Und seine Erhebung in den Adel durch kaiserliches Diplom vom April 1782 ließ ihn so kalt, daß er nach Erhalt der Urkunde am 4. Juni 1782 seiner Freundin, der Frau v. Stein, darüber schrieb, er könne sich gar nichts dabei denken. Schiller, der im Jahre 1802 geädelt wurde, dachte sich etwas dabei: anstatt sich zu freuen, zerbrach er sich den Kopf darüber, ob die Annahme des Titels nicht mißdeutet werden könnte. Aber angenommen hat er ihn schließlich sowohl, wie Goethe, und auf diese Weise einen traurigen Mangel plebejischen Stolzes bekundet. Dafür hatte der wackere Gottfried Bürger eine lebhaftere Empfindung, wenn er „Auf das Adeln der Gelehrten“ die Verse münzte:

„Mit einem Adelsbrief muß nie der echte Sohn
Minervens und Apollons begnadigt heißen sollen;
Denn edel sind der Götter Söhne schon,
Die muß kein Fürst erst adeln wollen!“

Aus diesen Worten darf man natürlich nicht etwa herauslesen wollen, daß Bürger vor dem Geburtsadel der Krautjunker einwelchen Respekt gehabt hätte. Er hat ganz sicher das Urteil gebilligt, das zu seiner Zeit in einem Artikel des „Deutschen Museums“ ausgesprochen wurde: „Der Schornsteinfeger, der Holzhacker, der Nachtwächter, der Bettler sogar braucht Genie, aber was in aller Welt braucht der Edelmann, wenn er einmal aus einer Mutter aus gutem Geschlecht getrocknet ist?“ Die stillschweigend vorausgesetzte Antwort: „Gar nichts!“ würde heute nicht mehr passen; heute müßte die Frage beantwortet werden: „Liebesgaben, Bücherzölle, Militärvorlagen, Gebatterwirtschaft“. Schmaroger am Gesellschaftskörper aber waren sie damals so gut, wie heute; darum hat Jean Paul in seinen „Grönländischen Prozeßen“ (1788) den Adel mit den Maden in altem Käse verglichen. In diesem Zusammenhange würde dann auch die Frage, die der Spötter Heine einmal als Muster einer unnützen Haarpalterei aufwirft, einen ganz vernünftigen Sinn bekommen, die Frage nämlich, ob den Maden des Käses der Käse gehöre. Daß der politischen Leistungsfähigkeit des bürgerlichen Liberalismus ist dies Problem noch immer ungeklärt. Sonst könnte von einer „Erhebung“ in den Adel nicht mehr die Rede sein. Sonst könnte die Verleihung des Adels nicht mehr als eine Ehre, die des Schweiges der Edlen wert, sondern höchstens als eine erniedrigende Strafe empfunden werden. Einmal im Lauf der Geschichte ist es von Gesehes wegen so gewesen, daß die „Erhebung“ in den Adel Verlust aller bürgerlichen Rechte bedeutete und darum als Strafe zuerkannt wurde. Das war aber vor fünfshundert Jahren in der Republik Florenz. —

en. Neue Korkwälder. Professor Baker von der Stanford-Universität in Kalifornien ist jüngst von einer ausgedehnten Reise in Mittelamerika zurückgekehrt, wo er sehr sorgfältige Untersuchungen über die Wälder in der Republik Nicaragua ausgeführt hat. Die wichtigste seiner Entdeckungen bestand in der Auffindung und Untersuchung eines Baumes, von dem ein vorzüglicher Ertrag für Kork gewonnen werden kann. Professor Baker fand in den Wäldern von Nicaragua überhaupt eine ungeheure Mannigfaltigkeit von Baumarten, von denen er nicht weniger als dreihundert unterscheiden konnte. Was jenen auffallenden Baum betrifft, so hat seine Entdeckung eine besondere Geschichte. Seit einigen Jahren wurde nach den Vereinigten Staaten zu Schiff eine Baumrinde eingeführt, die sich als ein gutes Erasmittel für Kork erwies, aber es konnte wissenschaftlich nicht festgestellt werden, von welcher Baumart die Rinde herrührte. Aus diesem Grunde hauptsächlich begab sich der Gelehrte in jene Gegend und ermittelte dort, daß die Rinde von den Wurzeln der Baumgattung Anona stammte, eines Baumes, der eine große Ähnlichkeit mit der kanadischen Pappel besitzt und in den Niederungen und längs der Wasserläufe wächst. Professor Baker hat übrigens seine Arbeiten noch weiter ausgedehnt, indem er sowohl die Tierwelt an den westlichen Abhängen der Cordillere von Nicaragua

erforschte, als auch eingehende Untersuchungen über die verschiedenen Krankheiten des Kaffees und des Kaffeestrauchs in Mittelamerika anstellte. —

Archäologisches.

k. Entdeckungen einer prähistorischen Kultur in Peru. Eine von dem deutschen Gelehrten Dr. Max Uhle geleitete archäologische Expedition in Peru, die im Interesse der Universität von Kalifornien unternommen wurde, hat eine prächtige Sammlung seltener Funde und Schätze aus den Palästen und Gräbern der Inkas mitgebracht. Dr. Uhle glaubt auch, nach einem Bericht des „American“, unbefreitbare Beweise einer hochentwickelten Kultur gefunden zu haben, die um wenigstens 2000 Jahre älter als alle bis jetzt entdeckten Spuren einer sozialen Entwicklung in dieser Gegend ist. Die Zivilisation der Inkas erscheint daneben fast unbedeutend; man hat deutliche Spuren von übereinandergelagerten Kulturschichten gefunden, von denen einige im Vergleich mit den vorangehenden fast entartet erscheinen. Ueber die überraschenden Ergebnisse seiner zweijährigen Arbeit machte Dr. Uhle folgende Mitteilungen: „Zu den interessantesten und am besten erhaltenen Funden gehört ein Palast im Thale Pisco. Es war in Wirklichkeit eine Ansiedelung mit einem großen Patio-Hof in der Mitte, um den herum große Paläste liegen, die von einem hohen Grad der Zivilisation ihrer Bewohner sprechen. Die Dächer fehlten, aber die Farbe der Wände war vollkommen frisch und die Zeichnungen waren leicht zu unterscheiden. Der gute Geschmack der Bewohner geht aus der Einrichtung ihrer Wohnungen und ihre Liebe zur Natur aus den Terrassen hervor, die mit schönen Geländern ausgestattet sind und von denen aus man einen weiten Blick über die Umgebung hat. Daß die oberen Klassen von dem Volk getrennt waren, geht daraus hervor, daß, wie die Prüfung der Gräber ergibt, allein die Hauptlinge Gold- und Silberschmuck tragen durften. Ein großer Sonnenpalast, der über dem Thale Pisco steht, ist aus dicht aneinanderpassenden Steinblöcken gebaut. Aus Gräbern in einer Tiefe von 5 bis 6 Meter habe ich goldene Schmucksachen im Werte von etwa 4000 M. mitgebracht. Dazu waren bedeutende Ausgrabungen nötig, die mit Einwilligung der peruanischen Regierung von einer ständig von mir beschickten Schar von 12 bis 15 Arbeitern ausgeführt wurden. Die Vorflebung der Gräber der Chincha-Hauptlinge förderte prächtige Schmucksachen aus Gold, Silber und Kupfer, zum Teil kostbar mit Türkisen eingelebt, zu Tage. Einige ähnelten in der Form den indischen Schmucksachen und waren augenscheinlich das Werk Eingeborener. Ein Wandteppich aus einer Art sehr feiner Wolle, wahrscheinlich Wolle vom Lama, gehört einer der ersten Perioden an und ist in blau, rot und gelb gehalten. Die Zeichnung stellt einen Mann und einen Kondor dar; trotz der Seltsamkeit der Arbeit, die etwa 3000 Jahre alt ist, hat sie etwas Künstlerisches. Obgleich der Teppich dem Regen und der Sonne ausgesetzt war, — wie lange läßt sich unmöglich bestimmen, — sind die Farben frisch geblieben.“

Der Forscher beschäftigt sich jetzt eifrig mit der Klassifikation seiner Funde. Man fand viele Scepter, Stöcke, die oben mit Gold oder Silber überzogen und nur noch durch das sie bedeckende Metall zusammengehalten waren; denn das Holz war von Alter morsch und zerfiel bei der Berührung in Staub. Große kunstvoll geschnitzte Ruder dienten augenscheinlich als Scepter und wurden wahrscheinlich vor den Hauptlingen hergetragen. In vielen Gräbern fand man eine Art Cylinder aus Kupfer, die so ausgeleht waren, daß sie in kleinere Stücke gebrochen werden konnten, was an den chinesischen Brauch erinnert. Diese Kupfercylinder fand man in dem Munde der Vergrabenen; damit konnten sie für ihren Weg über den Strom bezahlen, was an verschiedene andre Mythologien erinnert. Ein merkwürdiger Fund ist eine Art Meißel aus Kupfer, oben mit der Zeichnung eines an drei Pfählen gekreuzigten Mannes verziert; auf der Rückseite war die Darstellung der Teile der Hände und Füße, die noch an den Pfählen befestigt waren; eine Schar Vögel schwebte darüber. Es sind Steinarbeiten von wenigstens vier Perioden der Inca-Civilisation ausgegraben worden. So fand man in Huamachuco einen kleinen säulenähnlichen Stein aus Urpi mit zwei Gesichtern, darauf, in Ucos einen Steintopf mit gemeißelten Gesichtszügen, in Barançaque zwei gemeißelte Steinköpfe. Das Chinchatthal weit im Innern Perus war das Hauptforschungsfeld. Dr. Uhle schiffte sich in Trujillo, einen Seehafen etwa 500 Meilen nördlich von Lima, ein und brach nach dem Bestabhang der Cordilleren auf. Hier liegt ein hohes Plateau, von dem aus der Blick das Land meilenweit beherrscht, so daß ein Ueberfall durch feindliche Macht unmöglich war und die Wahl dieses Wohnortes von einem eingeborenen Volk sehr begrifflich ist. Hier lagen gesonderte Festungen, von hohen dicken Mauern umgeben, die von einem hohen Gebäude, „El Castillo“, beherrscht wurden. Die Steine wurden von den benachbarten Hügeln gebrochen. Hier befinden sich viereckige und runde Gebäude, letztere mit sehr wenigen Eingängen. Türen und Fenster wurden durch lange Steinplatten verstärkt. Hier wurden viele Gräber entdeckt, die merkwürdigsten in den Bänden der Häuser. In jedem dieser Behältnisse fand man zwei bis acht Leichen beigelegt. Dann fand man hier drei Brunnen; nachdem man einen trockengelegt und den Schlamm gesiebt hatte, entdeckte man viele blaue, graue und schwarze Steinperlen und Muschelschmucksachen. Merkwürdig ist, daß

die dazu verwendeten Muscheln nur in den tropischen Meeren zwischen Panama und der Insel La Plata gefunden werden. Die Periode dieser Funde geht wahrscheinlich unmittelbar der Inca-Periode voraus. —

Technisches.

pm. Schnellschneider für die Küche. Bei der Zubereitung unserer Speisen müssen viele Materialien sehr klein zerschnitten oder gewiegt werden. Man bediente sich bisher zu diesem Zwecke hauptsächlich der ein- oder mehrschneidigen Wiegemeßer. Jetzt ist nun eine Erfindung gemacht worden, durch welche derartige Zerkleinerungsarbeiten wesentlich beschleunigt werden. Diese Neuheit des Schnellschneiders hat einen Griff aus Stahl Draht, der vorn eine Röhre mit zehn scharfen runden Messern von 3 Centimeter Durchmesser trägt. Führt man nun mit einem derartigen Schnellschneider über das zu zerkleinernde Material schnell mit kräftigem Druck hin und her, so wird dieses durch die zehn sich dabei drehenden scharfen Messer sehr schnell und gründlich nach allen Richtungen hin zerkleinert. In dieser Weise kann man Spinat, Kohl, Zwiebeln, Mandeln, Petersilie und ähnliche Naturprodukte leicht zerkleinern. Will man mit dem Schnellschneider Rindfleisch zerschneiden, so fährt man natürlich über das auf einem Holzbrett liegende Material nur nach einer Richtung hin. Damit die zerkleinerten Teilchen nicht an den Messern hängen bleiben, ist ein Abstreifer in Gestalt eines mit zehn engen Schlitzen versehenen Bleches angeordnet, der jedes Festbäden an den zehn runden Messern verhindert. Die äußerst handliche Vorrichtung ist aus gutem Stahl hergestellt und stark vernickelt. Zum Zweck der Reinigung ist der Abstreifer durch einen einfachen Handgriff zurückklappbar, während die Messerwalze durch Auseinanderbiegen der federnden Drahthalter herausgenommen und dann bequem und gründlich gereinigt werden kann. Hat diese Erfindung gegenüber den sonst benutzten Wiegemeßern den Vorteil, daß man damit die beabsichtigte Zerkleinerung von Gemüse und ähnlichen Lebensmitteln sehr schnell bewirken kann, so kommt noch in Betracht, daß das Hautieren mit dem Schnellschneider wenig ermüdet, da diese Vorrichtung im ganzen nur 85 Gramm wiegt. —

Humoristisches.

— Vorwurf. Frau (eines gefeierten Verteidigers): „Schon wieder bist Du mit der Küche unzufrieden? Natürlich, für den schwersten Verbrecher setzst Du Dich ein, aber wenn ich lache, kennst Du keine mildernden Umstände!“ —

— Ertrapt. Medium: „Diese Rose schickt Ihnen Ihre verstorbene Gemahlin.“

Herr: „Das ist Schwindel! Die hätte mir einen Stiefelknecht zugeworfen.“ —

— Eine fleißige Familie. „Bei mir zu Hause muß alles mithelfen.“

„Wirklich?“

„Ja, der Kleinste holt mir Bier, der Größere Cigarren und der Älteste löst den Jüngsten ab.“ —

(„Meggendorfer-Blätter“.)

Notizen.

— Die Vergebung des Raimund-Preises (Wien) ist auf das nächste Jahr verschoben worden. Die Preisrichter konnten keine Uebereinstimmung ihrer Ansichten erzielen. In Erwägung gezogen waren: Josef Werkmanns „Kreuzwegstürmer“, Schrottenbachs „Der Herr Gemeinderat“ und Scurabis „Neues Leben“. —

— Zur Eröffnungs-Vorstellung des Liederspielhauses bei Kroll wird „Der Kuß“, ein Schäferspiel mit Musik von Beethoven, Mozart und Haydn, Text von Richard Batla, erstmalig zur Aufführung gelangen. —

— Eine Expedition zur Untersuchung des Blauen Nils hat der Amerikaner W. R. Mac Millan aus St. Louis angetreten. Der Zweck der Reise ist festzustellen, auf welchen Strecken und in welchem Maße der Blaue Nil von Chartum aus als Handelsstraße verwertet werden kann. —

— Der Deutsche Techniker-Verband stellt für seine Mitglieder in diesem Jahre folgende Preisaufgabe: „Aufstellung eines Projekts für die Eröffnung einer Vergleichs- durch eine eingleisige normalspurige Lokalbahn“. Erster Preis 350 M., zweiter Preis 150 M. —

t. Eine metallurgische Entdeckung ist von dem Ingenieur Dutcherbridge in einem Vortrage vor dem Franklin Institute veröffentlicht worden. Sie besteht darin, daß weißes Gußeisen mit einem Gehalt von 12 Proz. Kieselsäure lediglich durch Ausglühen (Tempern) in ein dichtes graues Eisen von großer Widerstandsfähigkeit gegen Zug verwandelt werden kann. Das Erzeugnis kann gehärtet werden und nimmt auch scharfe Schneiden an. Das so behandelte Metall besitzt eine Widerstandsfähigkeit von 40 000 bis 50 000 Pfund auf den Quadratzoll und kann unter einem Dampfhammer gepreßt werden, ohne zu brechen. Wahrscheinlich kann ein Verfahren dieser Art in großem Maßstab zur Herstellung von Keilen und Hämmern benutzt werden. —

Vornwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW